Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 7

Artikel: Unsere Dichter und wir : Betrachtungen vor der Expo
Autor: Lotz, Lukas / Krättli, Anton / Meier, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073783

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unsere Dichter und wir

Betrachtungen vor der Expo

Von Lukas Lotz
Anton Krättli
Herbert Meier
und
Daniel Roth

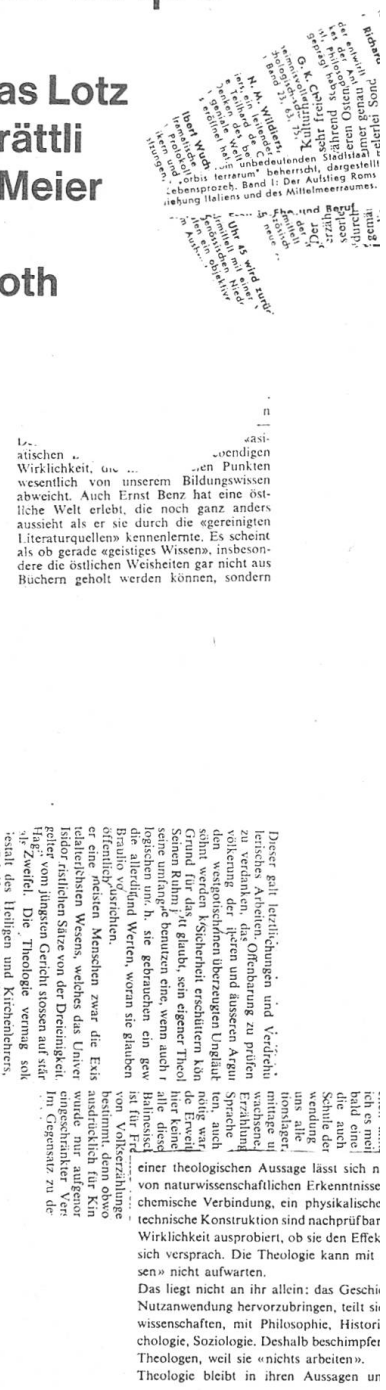


Illustration
von Sven Knebel

Anteilnahme und Eigenständigkeit

Von Lukas Lotz, Buchhändler

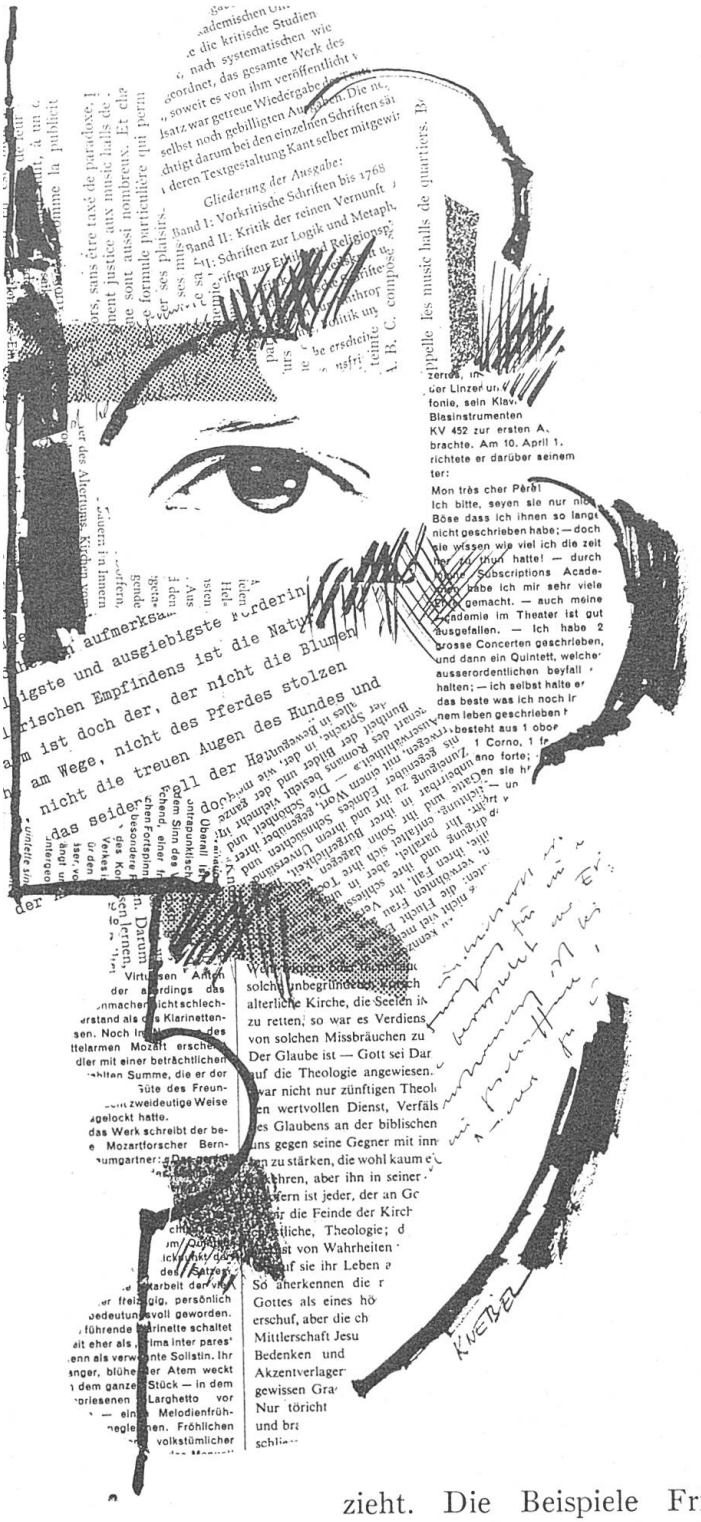
Unlängst wurde dem Dichter, Maler und Kabarettisten Arnold Kübler der Literaturpreis der Stadt Zürich verliehen. Im gleichen Monat konnte man lesen, daß dem in Schaffhausen tätigen Lyriker Fritz Senft durch die Georg Fischer-Stiftung ein «Aufmunterungspreis» zuerkannt wurde.

Die Zürcher Auszeichnung wird im Turnus Musikern, Malern, Bildhauern und Schriftstellern zuteil. Sie bildet jeweilen einen kulturellen Höhepunkt im Leben der Stadt. Dabei sind nicht nur jene anwesend, deren Präsenz vermerkt werden will, sondern auch die ernsthaft der Kultur Verpflichteten. In einer sympathischen Laudatio pries nun der Verleger Dr. Friedrich Witz nicht nur den Schriftsteller, sondern auch den Menschen und Freund Arnold Kübler in seiner bewundernswerten Vielseitigkeit. Man hatte bei der Radioübertragung das Gefühl, einer echten Feierstunde beizuwohnen.

Als nun der Gefeierte selber zum Wort kam, schoben sich einige Fragen in den Vordergrund. Vermag dieser Anlaß über die Stunde hinaus auszustrahlen? Mit anderen Worten, werden die Bücher des heute Gefeierten morgen auch gekauft, noch mehr – auch gelesen? Geht die begrüßenswerte Veranstaltung über das snobistische Mittelmaß hinaus und bezeugt das dort versammelte Publikum dem Dichter wirklich Anerkennung und Dankbarkeit – nicht nur durch wohlfeilen Applaus, sondern durch aktive Mitverantwortung? Am Beispiel seiner «Öppi-Trilogie» (der übrigens noch ein vierter Band folgen soll) berichtete Arnold Kübler von der deprimierend mäßigen Resonanz. Dabei war der Dichter bei Erscheinen des ersten Bandes beileibe kein unbeschriebenes Blatt.

Dieses Beispiel steht stellvertretend für viele unserer besten literarischen Kräfte, die nicht über eine Manager-Ader à la Dürrenmatt verfügen und denen public relations um ihre eigene Person nicht besonders liegt. Gott sei dank nicht, möchte man sagen. Doch dürfte es für sie ein schwacher Trost sein, daß vielleicht in ferner Zukunft irgendwo ein «Aufmunterungspreis» winkt, der sie für Stunden in das Blickfeld der Öffentlichkeit rückt. Die Ausstrahlungen nach solchen öffentlichen Anerkennungen sind in der Schweiz leider äußerst gering. Man hat dem Mann nun eine finanzielle Unterstützung gewährt, «man» war dabei, hat Beifall gespendet, aber ein weitergehendes Engagement für den soeben Gefeierten ist erstens unbequem und zweitens kostspielig. Gewiß sind alle diese Preisverleihungen sehr verdienstlich und viel besser als nichts. Die Tatsache aber, daß oft von keiner Seite ein weiteres Interesse folgt, verleiht ihnen nicht selten den peinlichen Anschein der Almosengewährung.

Der Schweizer Autor ist gezwungen, neben seiner Berufung zum Schriftsteller (auch wenn er nicht nur vermeint, diese zu haben) einen zivilen Beruf auszuüben, der seine literarische Arbeit in Mitleidenschaft



zieht. Die Beispiele Frisch, Dürrenmatt und neuerdings Otto F. Walter – sogar Literaturhistoriker in unserem Land glauben der Deutschschweizer Gegenwartsliteratur mit diesen drei Namen Genüge getan zu haben – sind nicht typisch für die Lage unserer Schriftsteller. Die meisten haben es finanziell und punkto Widerhall sehr schwer. Am ehesten hat wohl noch Erfolg, wer waghalsige Sprachexperimente unternimmt, sich in erotischen Abenteuern ergeht oder epigonenhaft Vorbildern im deutschen Literaturgestrüpp nacheifert – wo man auch besseren Boden vorfindet, um «ins Gespräch zu kommen».

An einer Tagung von Schweizer Autoren und Buchhändlern fielen von einem Literaturhistoriker harte Worte gegen den angeblichen Provinzgeist unserer Schriftsteller. Sie fanden bei einem Teil der Zuhörer betonte Zustimmung. Weitab von aller sachlichen und vielleicht sogar berechtigten Kritik hörte man aus den Voten die unbehaglichen Töne eins blasierten Snobismus. Es war nicht verwunderlich, daß die sieben anwesenden Schriftsteller das Gefühl der Vereinsamung empfanden. Die Kritiker bezeichneten fast einmütig den Horizont der Deutschschweizer Literatur als beschränkt. Doch war nicht klar: wollten sie den Autoren eine Beschränkung auf das national Schweizerische oder umgekehrt auf einen in Deutschland grassierenden, armseligen Nonkonformismus vorwerfen?

Beides wäre ungerecht. Die meisten unserer Schriftsteller sind weltoffener als die Deutschen und haben zugleich eine eigenständige, obschon nicht immer bewußt schweizerische Position. Wir würden ihnen diese Haltung freilich erleichtern, wenn wir mehr finanziellen und geistigen Anteil an ihrem Schaffen nähmen – und uns darin nicht von noch kleineren Ländern weit übertreffen ließen. Zudem sollte nicht sogar bei Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens neuerdings wieder die Meinung grassieren, unser kleines Land sei, was das deutschsprachige Schrifttum angeht, eine Provinz der Bundesrepublik Deutschland. Was uns die Landesausstellung 1939 eindrücklich demonstriert hat, ist verblaßt. Die Expo 1964 bietet die große Chance einer neuen Standortbestimmung. Möge sie eine stärkere Anteilnahme am Schaffen unserer heutigen Dichter wecken – auf daß sich diese neu auf ihre persönliche und mit uns auf die schweizerische Eigenständigkeit besinnen können!

Leiden an der Heimat

Von Anton Krättli, Redaktor

Der Geist, der in literarischen Werken waltet, läßt sich schwerlich an einer Ausstellung zeigen – ebensowenig der Geist des Lesers, der dem Dichtergeist begegnet. Nehmen und Geben, Austausch, Widerspruch, Spannung und Übereinstimmung, all die lebendigen Wechselwirkungen, die zum Beispiel auch das gesprochene Wort am Landessender und die schweizerischen Verlagsprogramme mitbestimmen, entziehen sich ihrer Natur nach dem Zugriff der Architekten und Graphiker, die eine Ausstellung ge-

stalten. Wenn dieser Geist lebt, dann lebt er in den Tätigkeiten des Schreibens und des Lesens, in glücklichen Fällen auch im Gespräch. Aber die Expo 64 wird einen Versuch machen, die literarische Schweiz zu präsentieren, und sie soll vor allem auch uns Anlaß zu einer Standortbestimmung sein.

Als die Landi 1939 eröffnet wurde, war geistige Landesverteidigung ein gemeinsames Ziel. Innere Spannnungen traten zurück, zum Beispiel auch die zwischen den Satten und Tüchtigen und den Träumern und Moralisten, weil Widerstand und Abwehr zunächst das Land bewahren mußten. Daß die Schweiz nicht nur wirtschaftlich oder militärisch, sondern vor allem geistig in Frage gestellt war, darüber bestanden keine Zweifel und keine Täuschung. Gotthelf, Keller und Spitteler wurden in dieser Situation zu Symbolen des Schweizergeistes. Selbst der Skeptiker, der den patriotischen Gefühlen ganz besonders in Sachen der Kunst und der Literatur mißtraut, mußte dem Versuch zustimmen, diese Kräfte sichtbar zu machen. Er gelang in überzeugender Weise.

Merkwürdig aber ist es, daß man 1914 nicht an diese Möglichkeiten dachte. In den Dokumentationen über die Landesausstellung in Bern suchen wir vergeblich nach einer Abteilung, die in anderem Sinn als in dem der puren Verlagswerbung dem Buch und vollends dem literarischen und geistigen Leben des Landes zugewendet gewesen wäre. Dagegen gab es damals ein großes vaterländisches Festspiel.

Weder Feierlichkeit noch der stolze Blick zurück ins neunzehnte Jahrhundert oder der Hinweis auf erfreuliche Mundartpflege sind nun geeignet, die schwierigen Bedingungen unseres heutigen Schrifttums sichtbar zu machen und damit einen Beitrag zur Selbsterkenntnis zu leisten, wie ihn die Expo 64 erfordert. Man muß im Gegenteil feststellen, daß schon sozusagen die soziologische Bedeutung der Literatur und derer, die sie hervorbringen, den feierlichen Vorstellungen nicht entspricht. Zwar stimmen viele zu, wenn man erklärt, das geistige Schaffen sei unserem Volk so wichtig wie die tüchtige Arbeit auf dem Feld, an der Drehbank und am Reißbrett des Konstrukteurs. Die Wissenschaft, vor allem natürlich die Naturwissenschaft, erfreut sich großer Hochachtung; ganz am Rand ist in diese Hochachtung auch das Schaffen der Dichter und Schriftsteller eingeschlossen.

Aber wenn man näher zusieht, zeigen sich doch erhebliche Differenzen. Über die Stellung und die Geltung der heute lebenden Schweizer Autoren kann man von diesen selbst nicht allzu Erfreuliches erfahren. Sind sie denn, wie ein auch bei uns weit verbreitetes Schlagwort will, das Gewissen der Nation? Und wirkt es sich aus? Wenn das Bewußtsein nicht lebendig ist, daß unsere Literatur uns selber spiegelt und uns also die Begegnung mit uns selbst ermöglicht, mit unseren Fehlern, unseren Schwächen und unseren Möglichkeiten, dann läßt sich mit dieser schönen Formel kein Alibi bestreiten. Ich fürchte, es stehe da nicht zum besten. Ein Gewissen, das uns nicht beißt und unter Umständen zur Umkehr bewegt, ist keines.

Falls man also etwa in einer erhebenden Kulturschau den Dichter getragen von seinem Volk darstellen würde, hätte das mit den tatsächlichen Zuständen in unserem literarischen Leben wenig zu tun. Schon die Honorierung freier schriftstellerischer Arbeit widerlegt die beruhigende Annahme, da sei jedenfalls kein Notstand. Ohne Zahl sind noch immer die resignierten Hinweise auf den kulturellen Holzboden der Schweiz. Und wenn auch zugegeben werden muß, daß Literaturkredite und Preise längst nicht mehr zu den Ausnahmen zählen, so ersetzen diese künstlichen und offiziellen Fördermittel in keiner Weise die spontane und lebendige Teilnahme eines breiten Publikums. Die Schätze, die einer unter diesen Bedingungen als Schriftsteller gewinnen kann, beschränken sich darum auf die zumeist bitteren Schätze der Erfahrung. Es gibt aber – wie Kurt Guggenheim vor kurzem festgehalten hat – eine Demütigung, die tiefer und verletzender ist als die Armut, und sie besteht in der Trägheit des Publikums. Es ist auch fast die Regel, daß ein Dichter hierzulande nur auf dem Umweg über das Ausland berühmt wird.

Wenn anderseits das Ressentiment gegenüber der Gesellschaft bei den Künstlern und Schriftstellern aller Generationen und aller Nationen festzustellen ist, so erscheint es in der Schweiz besonders ausgeprägt. Die Angst vor der Provinz geht da um und zwingt den bewundernden Blick ständig über die Grenzpfähle hinaus, wo sich das glanzvolle Kulturleben der großen Welt abspielt. Die räumliche Enge und die Aufteilung des kleinen Landes in vier Sprachgebiete werden als Hemmungen empfunden. Sie fördern zudem eine nie überwundene Neigung zum Niedlichen und Harmlosen.

Um diese Skizze vollständig zu machen, müssen wir hinzufügen, daß sich einige unserer Schriftsteller recht gut in eben diesen Zuständen einrichten und zum Beispiel eine schon fast klischeehafte Heimatgeschichte und Heimatpoesie pflegen. Weite Kreise erleben offensichtlich das Volkstümliche aus Gründen, die zu erforschen wären, vorwiegend in dörflichen Käuzen und derben Dialektwendungen, womit mancher Erzähler und Hörspielautor seinen Erfolg und seine Popularität bestreitet.

Eine ganz andere Ausflucht besteht in einer geradezu krampfhaften Avantgarde, die vor allem in der Lyrik zu beobachten ist. Was wir da etwa antreffen können, schließt sich den internationalen Moderichtungen nicht anders an als die Lebensweise, die Architektur und die Malerei. Mit der schweizerischen Duodez-Ausgabe dessen, was der internationale Literaturjahrmarkt bringt, läßt sich indessen kein fruchtbares Literaturleben dokumentieren.

Haben wir denn also nur zu wählen zwischen volkstümelnder Harmlosigkeit und provinzieller Anlehnung an das Zeitgemäße? Sicher ist, daß eben dieses Dilemma zu den ungünstigen Voraussetzungen zählt. Die großen und überzeugenden Werke entstehen bei uns in der Auseinandersetzung mit zahlreichen Widerständen. Sie stellen zugleich einen Sieg über die Hemmungen, die sich jedem künstlerischen Unternehmen entgegenstellen, und einen Sieg über die schwierigen Bedingungen des schweizerischen Literaturlebens dar.

So ergeben sich vom nationalen Gesichtspunkt her drei hervorstechende Merkmale unserer Literatur. Als erstes nennen wir das Leiden an der Heimat, ein Leitmotiv von Gottfried Keller bis zu Albin Zollinger und bis in unsere Tage. Der Roman «Martin Salander» ist das bittere Werk eines alten Meisters, der viel gefeiert und geehrt, aber – wie er spürte – im Grunde nicht verstanden wurde. Das heitere, freie Spiel der Einbildungskraft erlahmte unter dem Druck dieser Erkenntnis. Keller sah, daß die politische Reife der Bürger und ihr Verantwortungsbewußtsein nicht den Anforderungen entsprachen, die durch die neue zürcherische Verfassung von 1869 gestellt wurden.

Daß die Schweiz nicht so ist, wie sie sein könnte und sein sollte, das ist es, was unsere Dichter tief bekümmert. Denn ihnen ist das Ideal nicht lediglich ein Lampion mit Schweizerkreuz über dem geschäftlichen und nüchternen Alltag, sondern der Sinn unseres Lebens in der Gemeinschaft. Sie wenden sich nicht nur ab von den krassen Verfälschungen und Verknöcherungen, denen das Land der Freiheit anheimgefallen ist; sie erleiden sie wie eine Krankheit. In unseren Tagen entfacht sich dieses Leiden vor allem an dem satten Behagen, das keine andere Sorge als die Bewahrung eines angenehmen Zustandes kennt. «*Unsere Schwäche*», so lesen wir es in der Broschüre «achtung: die schweiz» von Luzius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter, «*ist die grausliche Tatsache, daß wir als Land seit Jahren aufgehört haben zu denken, zu entwerfen; wir sind Erben und Nutznießer einer großen Idee – ohne aus einer eigenen Idee zu leben.*» «*Können wir*», so fragt Kurt Guggenheim, «*die Vision der gegenwärtigen Schweiz vor unserer Jugend noch verantworten?*» Die brennende Unruhe eines Albin Zollinger, die Tragik, die im Schicksal Jakob Schaffners zu erkennen ist, sie sind Symptome des Leidens an der Heimat. Wenn Heinrich Leuthold vor hundert Jahren dem Land seiner Väter eine späte und etwas resignierte Huldigung gewidmet hat, so erklärt Friedrich Dürrenmatt gar: «*Nicht das liebe ich, was du bist, nicht das, was du warst, aber deine Möglichkeit liebe ich, die Gnade, die immer hell über dir schwebt.*»

Der Widerstand gegen den Zwang der Verhältnisse und gegen die selbstgerechte Haltung satter Erben ruft literarische Werke hervor, die vielleicht in dieser Art nur in diesem Land möglich sind. Ein zweites Merkmal der Schweizer Literatur wäre darum die pädagogische, politische und polemische Eigenart.

Unsere besten Schriftsteller und Dichter verzichten nicht darauf, in die Gestaltung des öffentlichen Lebens einzugreifen. Kampf und Diskussion liegen ihnen im Blut, man kann es in Zollingers Romanen «Pfannenstiel» und «Bohnenblust» verfolgen und an den zahlreichen Essays erkennen, die unserem kulturellen und staatlichen Leben gelten. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß ein Schweizer Schriftsteller als Parlamentarier seinen Mann stellt, und wenn ihm die politische Arena weniger liegt, so fühlt er sich doch als Erzieher und kann es nicht lassen, lehrhaft zu sein.

Die Schweiz als Aufgabe, als gefährdetes oder gar verratenes Ideal: das ist seine Sorge, und insofern freilich dürfen auch wir unsere Schriftsteller das Gewissen der Nation nennen.

Wenn dennoch der Widerhall, den unsere Schrift-

steller im Volk finden, eher zögernd ist, so beruht das am Ende nicht allein auf Trägheit und Gleichgültigkeit. Wir sind, auch als Leser, gewohnt, die Frage nach der Legitimation dessen zu stellen, der uns zurechtweisen und lehren will. Es gibt eine Zuständigkeit, die mit bloßem Können und Fachwissen allein nichts zu tun hat, und nach dieser dürfen wir und sollen wir fragen, wenn uns in einem dichterischen Werk, in einer Erzählung oder in einem Schauspiel, der Spiegel oder der Zerrspiegel vorgehalten wird. Genau so, wie in unserer Milizarmee der Offizier seine Autorität nicht einfach kraft seines Ranges, sondern dank seiner Persönlichkeit und Überzeugungskraft wirklich ausübt – und sonst eigentlich nicht, lassen wir uns auch den künstlerischen Mentor nur gefallen, wenn er uns überzeugt. Der Prozentsatz der blinden Kunstgläubigen ist in diesem Lande gewiß kleiner als in jedem andern in Europa, und das mag die Stellung und Existenz des Schriftstellers noch schwieriger machen.

Das Leiden an der Heimat, diese Liebe zu einer Schweiz, deren Wirklichkeit schmerzlich weit von ihren wahren Möglichkeiten entfernt ist und die darum unsere Dichter und Schriftsteller auch zu Pädagogen, Moralisten und Polemikern werden läßt, endlich aber auch die etwas skeptische Frage nach der Legitimation: das scheinen uns charakteristische Merkmale unseres literarischen Lebens. Wir dürfen nicht nur dazu stehen; wir müssen auch erkennen, daß sie am Ende positiver zu werten sind als die Festivitäten des rotbäckigsten Literaturbetriebs.

Mit bestechendem Humor malt Albin Zollinger im «Pfannenstiel» Stärken und Schwächen unserer schweizerischen Einstellung in wenigen Sätzen: «*So ist er ja, dieser homo alpinus, du bastelst dir Theorien über sein Krämerwesen, und schon zückt er das Schwert seiner Verse, schon ist er nichts Geringeres als im Herzen ein Dichter. Und von Natur aus ein Gent dazu; spitz deine Ohren hinein in die Tasche, es ist eine Zaubertasche, gibt Assekuranzen gleich wie Reime und Fleischkäs mit Wein heraus.*»

Auskunft

Von Herbert Meier, Schriftsteller

Man nennt mich mit andern einen schweizerischen Schriftsteller. Ich frage mich, ob ich es bin. Ich bin: ein Schriftsteller, der in der Schweiz geboren ist, in ihr zur Zeit seinen Wohnsitz hat und in deutscher Sprache Stücke, Romane und Gedichte schreibt. Mein Engagement ist die Sprache, von deren Grenze ich herkomme. Meine Geburtsstadt trägt burgundische, lombardische und alemannische Züge. Meine Erbmasse ist ähnlich durchmischt. Das Verschiedene, das sich in ihr zusammenfindet, das physiognomisch Uneindeutige meiner Herkunft bejahe ich. Es ist eine meiner Bedingungen, eine zufällige und vor allem kein Grund zu einem «nationalen» Auftrag.

Wir sind keine Nation, vielmehr von Anfang an eine Genossenschaft, ein plurales Gebilde, eine geschichtlich gewachsene Einheit verschiedener Landschaften, Sprachen, Herkünfte und Physiognomien: ein Bund. Ein Bund, dem ich vertraue und in dem ich die einzige konkrete Idee des Landes sehe. Denn sie entspricht der kommenden «socialisation humaine». Wenn wir aber heute vom Bund reden, meinen wir die oberste Landesbehörde. Der Bund, der wir sind, ist zum Emblem der Bürokratie geworden, zur ideologischen Verwaltung einer Gesellschaft, die sich innerhalb «nationaler» Grenzen neutralisiert und nur im Handel keine Grenzen kennt. Im Handel und in der Literatur. Aber die Literatur ist nicht ihr Wortführer, sondern ihr Ärgernis. Denn im Namen aller kann keiner reden, ohne zu lügen. Die Schriftsteller sind Einzelne, und sie reden zu Einzelnen.

Also gibt es keine «schweizerische Literatur», es sei denn im anthologischen Sinn. Nur ein Buch, das dichterische Arbeiten in den vier Sprachen des Landes vereinigte, wäre ein schweizerisches Buch. Es allein würde wiedergeben, was die Schweiz ihrer geschichtlichen Natur nach ist: ein Bund, ein plurales Wesen. Aber die Gedichte Giorgio Orellis, die Prosa Paul Nizons, fänden sie sich in dem Buch, überschritten dennoch die Grenzen. Allein schon durch die Sprache. Denn wir leben am Rande der Sprachräume und sind nach außen verwiesen. (Die Grenze im Lago Maggiore wird nur nachts sichtbar, durch die Scheinwerfer der Zöllner von Brissago.)

Ein alemannischer Schweizer transformiert unbewußt seine Mundart in die Hochsprache. Er verläßt also seine Herkunft allein durch die Sprache und gerät in Distanz. Distanz durch Sprache, Distanz zur Herkunft – das ist die Situation. Wir stehen von Natur im Widerspruch zum Eigenen; sind so oder so im Exil. An dieser Situation gibt es nichts zu verbessern. Sie kann Unglück und Chance sein und ent-

spricht den allgemeinen Verhältnissen. Transformatoren der Sprache stehen heute überall. In Wien, Paris, New York schreiben Schriftsteller in «fremden» Sprachen. Auch die Sprachen sind austauschbar. Es wird wenig erkannt, wenn man aus einem Roman das «nationale Element» destilliert. Natürlich schöpft jeder seinen Lebensstoff aus Regionen, die ihm bekannt und nahe sind. Aber die äußern werden den inneren Regionen angeglichen. Und ein Werk zeigt am Ende ein vieldeutiges Gesicht.

Das Schweizerhaus ist für die meisten von uns eine Arbeitswohnung. Der Hausmeister ist kein Vater mehr, sondern eine société anonyme.

Kein Vaterland mehr?

Von Daniel Roth

Herbert Meier halte ich für einen der Begabtesten unter den jungen Schweizer Dichtern. Die Figuren in seinen Novellen haben Leben – ein wenig in der Art derjenigen von Charles Ramuz. Deshalb habe ich ihn gebeten, auch noch zur Frage «Unsere Dichter und die Schweiz» Stellung zu nehmen, nachdem ich bereits die Antworten von Lukas Lotz und Dr. Anton Krättli in Händen hatte. Dr. Herbert Meier hat mir bereitwillig seine «Auskunft» geschickt, und dafür gebührt ihm vor allem Dank.

Wenn man Maler über ihre eigene Malerei befragt, erhält man meist die unsinnigsten Antworten. Ein Dichter, erst recht wenn er Akademiker ist, kann das Wesen seines eigenen Schaffens in der Regel besser in Worte fassen. Vielleicht geht es freilich zu weit, ihn zu fragen, wie er – theoretisch – sein Land sieht. Nicht einmal von Gottfried Keller hätte man zu jeder Zeit sehr erbauliche Antworten bekommen auf die Frage seiner Einstellung zur Schweiz. Aber außer Conrad Ferdinand Meyer haben alle früheren Schweizer Dichter ein intensives Verhältnis zu unserem Staat gehabt – auch Heinrich Leuthold, dieser Umhergetriebene, der besonders heftig am Vaterland gelitten hat.

Vaterland: Dieses Wort ist für viele über Vierzig – so Inglin, Guggenheim, Welti, Faesi, Zermatten, Heimann, Peer – eine kräftige, bejahte Realität. Noch für Dürrenmatt hat es in aller Kritik eine erhabene Bedeutung – auch wenn uns in dieses Dichters «Leiden am Vaterland» ein überheblicher Zug abstößt. Und bei Max Frisch ist unser Land irgendwo im Hintergrund ebenfalls gewaltige Realität – gerade wo wir fragen: Wer bist du denn, daß du es wagen darfst, so sehr dein Vaterland in Frage zu stellen? Ja, noch im elenden Verrat Jakob Schaffners zeigte sich die Kraft des Schweizerischen, von dem er sich abkehrte.

Was aber vernehmen wir vom Dichter, den wir angefragt haben? Er sei zufällig im Schweizerhaus geboren und Meister sei darin kein Vater mehr, sondern eine société anonyme.

Ein genialer Schluß, dieses «société anonyme»! Es kann zugleich Aktiengesellschaft wie namenlose menschliche Gesellschaft heißen. Ohne Zweifel meint Meier den Doppelsinn des französischen Wortpaares. Und damit gibt er sich ironischerweise doch noch unmißverständlich als Schweizer Schriftsteller zu erkennen – wie sonst könnte er bei einem deutschsprachigen Publikum soviel Kenntnis des Französischen voraussetzen? Ramuz meinte gar einmal, gemeinsam sei uns nur das Gelb der Briefkasten – und er wirkt doch schweizerisch durch und durch!

Herbert Meier kann nur für sich selber reden, als Einzelner – und er betont das auch. Walter Matthias Diggelmann und Hugo Loetscher etwa würden sich wieder anders ausdrücken. Und doch scheint mir Meiers wegwerfende Haltung gegenüber seinem, unserem Land irgendwie typisch für einen großen Teil der Schriftsteller seiner Generation und für manche der heute Zwanzig- bis Vierzigjährigen überhaupt.

Wir über Vierzigjährige greifen uns an den Kopf, wenn wir das lesen. Wir haben es noch miterlebt, wie die Negation alles Vaterländischen und die Träume einer «socialisation humaine» in den dreißiger Jahren an der Realität zerschellten. Wir haben es vor allem in den Jahren von 1936 bis 1945 bis ins Innerste und bis zum Äußersten durchlebt, was uns unser Vaterland bedeutet: die Schweiz, unsere Freiheit, unsere Demokratie, unsere menschliche Ordnung, die wir mitten in einem Meere des Mordens, der Bestialität, des grausigsten Rassenhasses aufrechterhalten konnten. Nicht fleckenlos: allzuviele, die an unsere Türen pochten, haben wir zurückgeschickt in den sicheren Tod. Auch im Innern nicht vollkommen: manches Unrecht wurde damals wie heute auch bei uns amtlich besiegelt. Aber vor der grausigen Scheinordnung, die um uns herum errichtet worden war, leuchtete es doch blendend weiß, unser Vaterland, wie unser Kreuz auf dem roten Grund.

Und es war nicht bloßer Zufall, daß unsere Ordnung standhielt, während um uns herum alle anderen zerbrachen. Die auch im Alltag gelebte schweizerische Form der Demokratie, die seit 1291 durch mancherlei Verwandlung hindurch herangewachsen war, erwies sich als innerlich stärker denn die bestorganisierten großräumigen Kommandostaaten. Die Kraft des Bundes der Freien zeigte sich in der selbstverständlichen Bereitschaft zum verzweifelten Kampf im Alpenréduit unter Opferung der ganzen Zivilisationslandschaft im Mittelland.

Unserem Schweizer Bund vertraut auch Herbert Meier. Er sagt es aber sogleich – als reue ihn diese erste schüchterne Anerkennung schon wieder – noch negativ: Im Bund sieht er die einzige konkrete Idee des Landes. Warum auch nicht? Fassen wir das Wort weit genug – so daß es Freiheit, Gemeinschaft, Herrschaft des Volkes im Namen Gottes und entsprechende Lebensart in sich schließt –, dann ist unser Bund tatsächlich das einzige Gemeinsame an unserem Land. Aber damit auch das Einzigartige, das allen Schweizern, so verschieden sie sind, gemeinsame Züge, eine gemeinsame Eigenart verleiht.

Wir sind, sagt Meier, keine Nation. Das wäre nach ihm wohl eher ein Plus. Und dennoch ist er nicht begeistert. Denn statt dessen haben wir die Bürokratie und neutralisiert sich unsere Gesellschaft nach seiner Meinung innerhalb «nationaler» Grenzen. Aber wo ist denn ein moderner Staat ohne Bürokratie? Und haben nicht die Neutralität unseres Staates und unsere abwehrende Haltung gegenüber der europäischen Vermassung einen tiefen Sinn? Als Menschen neutralisieren wir uns durch die Absonderung keineswegs, sondern ermöglichen uns erst, konstruktive Kritik zu üben.

Und nun die famose société anonyme. Es ist wahr, dem Bundesstaat fehlte von Anfang bis heute ein wenig das Persönliche, das Farbige. Aber gibt es nicht daneben die Gemeinden und Kantone mit ihren bunten Emblemen, ihrer lebendigen Tradition und den vielen uns bekannten Gesichtern. Es vergeht keine Woche, da ich nicht doch auch mehrere Male in der Zeitung Namen lese von Miteidgenossen aus anderen Landesgegenden, die mir persönlich bekannt sind. Und jeder rechte Schweizer weiß, wenn er Geschlechtern begegnet wie Danioth, Vonmoos, Stähelin, Landolt, Lachenal, Golay, de Courten usw. doch heute noch ungefähr, wo er diese hintun soll.

Das Wirtschaftliche spielte häufig und spielt vielleicht besonders heute in unserem öffentlichen Leben eine allzu große Rolle. Aber wer die geistige Anstrengung nicht sieht, die unser eidgenössisches Zusammenleben täglich ausmacht, ist blind.

An allem, was Herbert Meier an der Schweiz aussetzt, ist etwas. Und seine Meinung scheint unter den weniger als Vierzigjährigen ziemlich verbreitet – auch darin, daß man einen «nationalen Auftrag» ablehnt. Allerdings erteilt ja gar niemand einen solchen. Weshalb denn diese abwehrende Geste? Wenn ein Cäsar von Arx etwas wie einen nationalen Auftrag verspürte – so aus freier eigener Entscheidung.

Das scheint mir das Entscheidende: daß ein größerer Teil der jüngeren Generation bei aller Kritik doch die Wirklichkeit der schweizerischen Eigenart, die Realität der Besonderheit unseres Landes wieder sehen wollte. Das bedeutete bereits, daß er die Existenz unseres Vaterlandes anerkennt. Und dann wird er in diesem auch einen Sinn spüren – es lieben mit allen seinen Fehlern.

Ein Instruktionsoffizier erzählte mir kürzlich, wie die Mehrheit derer, die von den Mittelschulen größerer Städte kommen, in den ersten Tagen der Rekrutenschule jeweilen eine süffisante Haltung gegenüber der «veralteten» nationalen Aufgabe an den Tag legten. Doch falle diese Haltung von der überwältigenden Mehrheit nach wenigen Tagen ab. Ich vermute, daß sogar unter unseren jüngeren Schriftstellern die Ablehnung eines «nationalen Auftrages» meist eine Pose ist. Wie umgekehrt auch große ausländische Vaterlandsdichter unter den ersten waren, die sich im Ernstfall in Sicherheit brachten; was wiederum nichts gegen ihre Gedichte besagt.

Wenn die Staatsbürger in der Mehrheit die Schweiz nicht mehr als Vaterland, sondern als société anonyme empfänden, so würden sie nicht mehr notfalls das Leben für ihren Weiterbestand einsetzen, also keinen Militärdienst mehr leisten wollen. Immerhin, chronisch gewordene schlechte Beteiligung an Wahlen und Abstimmungen, gar die Anschläge der jurassischen Separatisten zeugen davon, daß etwas ins Wanken gekommen ist. Mindestens so bös scheint mir freilich, wenn die berechtigte Kritik an der Zulassung des Roten Chores in Genf, Lausanne und Lugano zum Anlaß genommen wird, die Expo 64 zu diskreditieren oder gar ein Kommando niederzulegen. Ein so bedingter Patriotismus ist keiner.

Eine Woche nach der Ermordung Kennedys habe

ich einige Menschen befragt, was sie in jenen Tagen empfunden hätten. Ein Lehrmädchen sprach vom «absoluten Vertrauen», das ihm jener amerikanische Präsident eingeflößt habe. Ein 50jähriger, nüchterner Geschäftsmann erzählte, er habe mehrere Nächte nicht schlafen können. Eine Hausfrau erklärte, sie habe echte Trauer empfunden. Und eine Bäuerin, deren Kuh beim Kalbern gestorben war, meinte, das sei ihr plötzlich, wo dieses Schreckliche passiert sei, ganz unwichtig erschienen. Ich meinerseits war damals bei der Vorbereitung einer Schießübung im Ergänzungskurs und interessierte mich mehr für das Wetter als für die Todesnachricht aus Dallas. Aber dafür ließen mir dann die verdächtigen Hintergründe des Doppelmordes keine Ruhe. Ist das eines Schweizers brennendste Sorge?

Es hat sich eben in unserer Beziehung zum Ausland etwas verschoben. Das zeigt sich auch daran, daß man im Schweizer Bücherkatalog 1963/64 die Trennung zwischen schweizerischen und ausländischen Schriftstellern aufgeben mußte, weil die unsrigen heute durch die separate Aufzählung angesichts des Strebens des Publikums nach Internationalität – im Gegensatz zur Zeit der vierziger Jahre – immer mehr benachteiligt wurden.

Größte Anerkennung verdient die Initiative des Zürcher Schauspielhauses, das dieses Jahr vier junge Schweizer zur Aufführung brachte. Bemühend war indessen das magere Echo. Gewiß, zwei der Produktionen entsprachen eher dem Niveau des Bernhard-Theaters, und Hans Mühlethalers «An der Grenze» ließ erst ahnen, daß des Autors Talent sich einmal verständlich entfalten könnte – aber ähnliches ließe sich von manchem erfolgreichen ausländischen Stück sagen. Robert Pingets «Hier und anderswo» ist sogar in der Übersetzung eine hervorragende künstlerische Leistung. Es ist ein Jammer, daß nicht mehr Besucher erschienen, um sich mindestens mit diesem neuen Schweizer Dichter auseinanderzusetzen.

Die Welt ist kleiner geworden. Unser aller Verhältnis zum Ausland einerseits, zur Schweiz anderseits hat sich damit gewandelt. Unsere Dichter haben recht, wenn sie dem Ausdruck geben. Jene aber gehen zu weit, die meinen, wir hätten kein Vaterland mehr. Die zeitgemäße Form, um unserem Vaterlandsgefühl Ausdruck zu geben, ist noch nicht gefunden. Sie kann nur entstehen in der lebendigen Auseinandersetzung zwischen den Dichtern und uns allen.

DÜRRE BLÄTTER

Kahl im April
steht der Laubwald.
Seine Leere verschluckt
des Nachmittags Licht.
Schau die dürren Blätter am Baum,
die der Winter vergaß.
Sie zittern von Licht
als einzige Spiegel im Wald.
Bald löst sprossendes Grün
ihren Fall,
deckt prangend ihr Grab.

JOSEF RUCKSTUHL